



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gambetta und kein Ende.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gambetta und kein Ende.



ünftige Historiker werden die Geschichte Frankreichs in den letzten beiden Jahren mit Fug als eine Episode in der Biographie Leon Gambettas bezeichnen können. Ob er Oberwasser hat oder nicht, ob er Fortschritte oder Rückschritte auf dem Wege zu dem Ziele, das ihm allem Anschein nach vorschwebt, gemacht, ob er bestimmte Aussicht hat, dieses Ziel bald oder überhaupt zu erreichen, das sind Fragen, vor denen alle andern zurücktreten, und mit denen dort alle andern mehr oder minder in Verbindung stehen. Es ist nicht bloß die Reclame, die uns das sagt, es verhält sich in Wirklichkeit so. Die Franzosen sind jetzt Republikaner, sie lieben die Gleichheit, aber sie lieben es auch, zu bewundern, ihren Respect auf eine Person zu concentriren, einen Führer zu haben, zu dem sie mehr und mehr wie zu einem Gebieter aufblicken, zumal, wenn er seinerseits sie das nicht stark empfinden läßt und sich in die Toga der antiken Selbstlosigkeit hüllt.

Für alles das läßt sich Gambetta als ein Beispiel überzeugender Art anführen. Sein Verfahren und das Verhalten der öffentlichen Meinung bei der Frage des Listenscrutiniums, sein Triumphzug nach Cahors, sein Auftreten gegenüber der ihm feindlichen Majorität des Senats zeigen es mit Evidenz. Alles ist ein Auf- und Niederwogen, ein Auf- und Abwiegeln um diese eine Person. Betrachten wir dieses Schauspiel mit einem Rückblicke von der Zeit an, wo wir den Gegenstand das letzte Mal ins Auge faßten, bis Ende Juni. Es geht bekanntlich nicht bloß die Franzosen, sondern auch uns an und zwar sehr.

Die Entscheidung der französischen Deputirtenkammer über die Listenwahl, welche letzte wir vor einigen Wochen charakterisirten, machte im Elysée einen peinlichen Eindruck. „La Paix“, das Organ des Präsidenten der Republik, sprach zwar die Hoffnung aus, daß die Wähler in der Provinz sich von einem

Pariser Centralcomité keine Candidaten aufnöthigen lassen würden, so daß ihre Unabhängigkeit durch die Listenabstimmung nicht zu sehr gefährdet sein werde. Das waren aber nur Redensarten, da man wußte, daß Gambetta, wenn der Senat zugestimmt hätte und die Sache damit Gesetz geworden wäre, alles aufbieten würde, um eine ihm völlig ergebne Kammer zu schaffen. Der „Figaro“ und die Blätter der radicalen Partei äußerten übertreibend, der Tag habe die Dictatur Gambettas vorbereitet und Grévy gewissermaßen moralisch abgesetzt. Der „Moniteur“ ging noch weiter, indem er meinte, Gambetta könne sich, wenn es ihm beliebe, schon heute der Dictatur bemächtigen, und Präsident und Minister würden bald merken, daß er jetzt Herr im Hause sei. Die opportunistischen Blätter jubelten. Gambetta aber zeigte sich nach seinem Siege als milder, gnädiger Gebieter, und seine Organe in der Presse reichten den Tags vorher geschlagenen Gegnern mit freundlichen Worten die Friedenspfeife. Sein Hauptblatt, die „République Française“, sagte: „Wir sind voll Dankbarkeit gegen unsern Freund Gambetta, dessen gewaltige Beredsamkeit und dessen bewunderwürdige parlamentarische Strategie das glänzende Ergebnis herbeigeführt haben, sowie gegen die Kammer, welche die spartanische Tugend hatte, einem Wahlverfahren zu entsagen, das ihr theuer sein mußte. Das ist schön, das ist groß! Diesem Votum gegenüber wollen wir nicht mehr wissen, wer gegen die Listenwahl und wer für sie gestimmt hat. Es ist so natürlich, im status quo tausend Vorzüge zu finden, wenn dieser status quo unsre einzige Kraft ausmacht. Fortan müssen alle Zwistigkeiten zwischen den Anhängern der Arrondissement- und der Listenabstimmung schwinden. Bei den nächsten Wahlen muß nur eine Frage aufgestellt werden: Sind die Candidaten für oder gegen die Reformen, welche ausgeführt werden sollen? Denn die Kammer, welche wir im Herbst wählen, muß vor allem eine Kammer praktischen Fortschritts und socialer Ordnung sein.“

Hierzu war folgendes zu bemerken. Wenngleich das Cabinet Grévys bei der Entscheidung der Kammer über das Wahlverfahren keine directe Niederlage erlitten hatte, da es sich der Sache gegenüber neutral verhalten, so hatte es doch eben dieser Neutralität halber einigermassen an Ansehen eingebüßt, und es sah aus, als ob es nicht lange mehr am Ruder bleiben könn', zumal da Gambetta zur Leitung der bevorstehenden allgemeinen Wahlen ein ihm völlig ergebnes Cabinet brauchte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das Listenscrutinium in der Deputirtenkammer und in der Presse besprochen wurde, galt viel weniger der theoretischen Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Wahlsystems, als den praktischen Wirkungen, die man von ihm hoffte oder fürchtete. Man sah in der Veränderung der Wahlmethode die Candidatur Gambettas für die Präsidentschaft, man erwartete von ihr einen solchen numerischen Sieg des Letztern, dessen moralischer Eindruck Grévy zwingen würde, seinen Stuhl dem Rivalen zu überlassen. Man hielt es für wahrscheinlich, daß Gambetta vermittelst des Listenscrutiniums in zwanzig bis dreißig Departements zum Abgeordneten gewählt werden würde wie 1871 Thiers,

und daß Grévy darin den Wunsch Frankreichs erblicken würde, Gambetta an der Spitze des Staates zu sehen. Ein solcher sensationeller Effect war durch die Einzelwahl nicht zu erzielen; denn ein paar Duzend Einzelwahlen fielen nicht so sehr ins Gewicht als ebenso viele Departementswahlen, während die Anstrengung ungefähr dieselbe war, ob man einen Bezirk von hundert- oder einen von fünf-hunderttausend Seelen zu beeinflussen hatte. Für die herrschende Partei war also das Listenscrutinium eine bedeutende Förderung ihrer Absichten.

Daraufhin wurde angenommen, daß Gambetta sehr bald die Auflösung der Kammer einleiten werde, da es ihm eilen müsse, die nach dem Listenscrutinium gewählten, in der Mehrzahl voraussichtlich seine Vasallen und Trabanten, im Palais Bourbon um sich versammelt zu sehen und sie das Budget für 1882 berathen und votiren zu lassen. Das würde auch wohl so gekommen sein, wenn der Senat wie die Majorität der Deputirtenkammer den Bardouzschen Wahlgeseßentwurf gutgeheißen hätte. Inzwischen aber sollte die Reise Gambettas nach seiner Vaterstadt Cahors weiter darthun, welches Ansehens und welcher Gunst derselbe sich beim französischen Volke erfreute. Die dabei zu erwartenden Ovationen sollten gewissermaßen das Vorspiel der gehofften Duzendwahlen des großen Mannes bei dem Listenscrutinium sein, und die Sache ließ sich in der That ganz vortrefflich an. Gambetta wurde auf dem Wege nach Cahors und in der Stadt selbst wirklich wie der Messias der Nation gefeiert, nur hatte das Schauspiel einen Fehler: die Regel *Ne quid nimis* wurde dabei nicht beachtet.

Am 24. Mai Abends verließ der große Bürger mit seinem Gefolge Paris auf der Bahn nach Orleans. Die Verwaltung der letztern ehrte ihn, als ob er schon das Staatsoberhaupt wäre. Sie sandte nicht bloß ihren höchsten Beamten zu seiner Begrüßung ab, sondern stellte ihm auch einen besondern Zug zur Verfügung und verzögerte, damit ihm kein Unglück zustoße, den Abgang des für gewöhnliche Sterbliche bestimmten, so zu sagen plebejischen Zugs um 20 Minuten, was eine Anzahl von profaischen Seelen verdroß. Bis Belois, wo der Zug am Morgen eintraf, ging es auf den Stationen, die man berührte, still zu, da die Bewohner der betreffenden Orte schliefen. Von da an aber folgte Ovation auf Ovation, und je mehr man sich Cahors näherte, desto mehr Jubel, Enthusiasmus und Veräucherung. Auf allen Bahnhöfen brausende Hochrufe, Gesang und Spiel der Marschallaise und Begrüßungsreden, deren Ergebenheitsphrasen denen, mit welchen man einst den Empereur und später den Präsidenten Mac Mahon empfangen, an Schwung nicht nachstanden. Beim Eintritt in das Lot-Departement, dessen Hauptstadt Cahors ist, läutete man in den Dörfern die Glocken, und die Bauern strömten in Masse herbei. Als der Zug in den Bahnhof von Cahors einlief, donnerten Kanonenschüsse, ein Gesangverein stimmte die eigens für diese Gelegenheit gedichtete Cantate: *Salut, grand citoyen an, Feuerwehr und Infanterie bildeten Spalier, die Volksmasse schrie unaufhörlich Vivat, und die Behörden begrüßten den aus dem Wagen gestiegenen Volksliebbling mit einer Ansprache,*

auf die er mit bewegter Stimme antwortete. Nachdem er seine Eltern umarmt, stieg er mit diesen, dem Präfecten und dem Maire in eine Kutsche und fuhr durch die reichbeflaggten Straßen unter fortgesetzten Hochrufen des Publicums nach seinem Hotel. Abends war die Stadt ihm zu Ehren illuminirt.

Am folgenden Tage machten eine Menge von Deputationen dem Stern der Zukunft Frankreichs ihre Aufwartung, und der Telegraph trug jedes der kostbaren Worte, die seinem Munde inbetreff dieser Zukunft entfloßen, wie eine wichtige Prophezeiung in die erwartungsvolle Welt hinaus. Der Imperialismus feierte im bürgerlichen Rocke seine Auferstehung. Wie ehemals Louis Napoleon mit seiner studirten Einfachheit und seinem beredten Schweigen im Norden Frankreichs alle Philister bezaubert hatte, so entzückte jetzt der Präsident der Deputirtenkammer durch seine schlichten Erwidernngen auf die an ihn gerichteten Anreden die französische Demokratie alten und neuen Datums. Die ganze Inszenirung zeigte, daß Gambetta seine Landsleute kennt und zu nehmen weiß. Ihm brachte es Nutzen, und ihnen machte es Vergnügen. Man urtheilt nicht mehr herb über grobe Ueberschwenglichkeit und Byzantinismus bei Besuchen fürstlicher Personen in der Provinz, wenn man diese Ergüsse der Ergebenheit gegen den Tribun einer Republik liest. Zuerst kamen die Handlungsreisenden, Gambettas bevorzugte Anhänger, mit einer solchen verehrungsvollen Ansprache. Sehr charakteristisch für die Stellung, welche der jetzige Kammerpräsident einnimmt, war der Umstand, daß auch das Militär ihm huldigte, indem das Offizierscorps von Cahors, den Commandeur, einen General, an der Spitze, vor ihm erschien, um ihm seine Anhänglichkeit an die Republik zu bethuern und von ihm die Versicherung zu empfangen, daß er wisse, wieviel Intelligenz, guter Wille und Patriotismus unter den Herren vorhanden seien, und welche Fortschritte sie gemacht hätten. Hierauf stellten sich die Gerichte mit einer Ergebenheitsadresse, die nur mit einer beschränkten Belobigung erwidert wurde. Der Präsident des Abgeordnetenhauses sprach dabei ganz, wie wenn er schon Präsident der Republik wäre, ja sein Ton klang wiederholt ungefähr wie die Worte, die Napoleon III. 1859 beim Neujahrsempfange an den österreichischen Gesandten gerichtet. „Meine Herren,“ sagten Sie. Republikanische Hoheit mit gelinder Herbheit, „der von Ihnen so würdig vertretne Richterstand ist ein nothwendiger Schiedsmann zwischen den Parteien; leider aber zeigte er sich seit zehn Jahren gewissen Parteien zum Schaden, andern günstig, man konnte selbst glauben, er wolle für sich selbst eine Partei bilden. Diese Haltung, welche ich mit allen guten Bürgern bedauert habe, lenkte von dieser großen und schönen Einrichtung die republikanische Meinung, d. h. die Mehrheit der Nation, ab, und dies erklärt die Maßregeln, welche man gegen sie zu ergreifen gedachte. Aber die Zeit führte in dieser Frage zu merklicher Beruhigung, zu der ich mir Glück wünsche . . . Ich wage nicht, zu behaupten, daß die republikanische Meinung völlig zufrieden gestellt ist, aber eine Lösung im Verlaufe der gegenwärtigen Session ist wenig wahrscheinlich, und es wird der

neuen Kammer anheimfallen, diese Angelegenheit endgiltig zu ordnen.“ Nach den Richtern und ihrer sanften Abkanzlung erschienen die Winzer, mit denen der Bürger Leon sich in ihrer Mundart über die Reblaus und ähnliches unterhielt, und nach dem Diner besuchte er das Lyceum, wo er seine Studien gemacht, und wo ihm jetzt die im Hofe aufgestellten Zöglinge, die „Bürger der Zukunft,“ schwören mußten, die Republik zu lieben. Am nächsten Tage besah er sich die Ausstellung, und am übernächsten fand ein Bankett statt, bei dem er eine seiner großen Galareden hielt, in welcher er bemüht war, jeden Antagonismus zwischen Grévy und seiner eignen Person abzuleugnen, die Behauptung, er strebe nach der Dictatur, als Unwahrheit zu bezeichnen und feierlich zu betheuern, daß die Republik eine Bürgerschaft der Ordnung und des Friedens sei.

Der Stern Gambettas stand sehr hoch, als er diese Rede hielt. Das leicht erregbare Temperament der Franzosen hatte sich an den Vorgängen in Cahors förmlich entzündet. Der Gefeierte strahlte von den Hoffnungen Frankreichs. Man konnte in Wahrheit annehmen, daß er bald die Stellung einnehmen werde, als sich plötzlich ein Rückschlag in einem Theile der öffentlichen Meinung kundgab. Die Freunde hatten zu viel des Guten gethan, und die Folgen blieben nicht aus. Auf den Hauch erfolgte eine gewisse Ernüchterung, bei der auch die Gegner zu Worte kamen.

Gambetta war kaum von seinem Triumphzuge zurückgekehrt, als es hieß, er werde im Senat mit seinem Listenscrutinium ein Fiasco erleiden. Die überwiegende Mehrheit der Körperschaft zeigte sich der Vorlage feindlich gesinnt, von den neun Mitgliedern der Commission, der sie zur Prüfung überwiesen worden, erklärten sich nicht weniger als acht für deren Verwerfung, Waddington klagte Gambetta ziemlich deutlich des Strebens nach der Dictatur an. Die opportunistischen Blätter waren darüber außer sich und drohten mit einer Revision der Verfassung, womit Beseitigung des Senats gemeint war. Die „Republique Française“ ging so weit, zu erklären, falls der Bardouysche Antrag durchfallen sollte, „würde selbst eine brutale Reform der Verfassung gerechtfertigt sein, weil eine Staatsgewalt, die (wie der Senat) nicht aus der allgemeinen Abstimmung hervorgegangen sei, nicht die Schrulle haben dürfe, die Wirksamkeit der Volkssouveränität unmöglich zu machen.“ Im übrigen bemühten sich diese Blätter, den Eindruck, den das Schauspiel in Cahors in den nicht gambettistischen Kreisen von Paris hervorgerufen, nach Möglichkeit zu verwischen. Nach dem ursprünglichen Plane des Regisseurs hatte dasselbe einen noch weit kräftigern Charakter haben sollen. Gambetta wollte, so erfährt man aus guter Quelle, anfangs keineswegs so zurückhaltend, bescheiden und friedfertig auftreten, als er, durch Nachrichten aus Paris gewarnt, in der auf den letzten Tag seines Aufenthaltes fallenden Bankettrede gethan. Er wollte vielmehr offen sein Wahlprogramm entwickeln und Europa seine Politik im In- und Auslande vorlegen, wenn er zur Gewalt gelangt wäre. Deshalb beobachtete er zuerst auch eine Haltung, als ob er schon

auf dem Präsidentenstuhle säße, und deshalb ließ er am Tage seiner Ankunft sein Cahors'er Blatt, den „Republicain du Lot“ folgende stolze Worte in die Welt hinausrufen: „Die ergebnste und thatkräftigste Bevölkerung des Lot und der angrenzenden Departements kommt nach Cahors, um Gambetta zu begrüßen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat diese Vereinigung von Republikanern eine hohe Bedeutung; denn man weiß, daß der gewaltige Volkstribun diese große Volksversammlung nur dann beruft, wenn sich schwarze Punkte am Horizonte anhäufen und die Republik bedrohen. Welches sind diese schwarzen Punkte? Wo sind sie? An den Ufern der Spree. Dort wird auf dem großen politischen Schachbret um die Geschicke Europas gespielt. Jede Nation ist dort durch ihre feinsten Diplomaten vertreten. Ist es nothwendig, die stärksten Kämpfer, die an der Spitze stehen, zu nennen? Es sind Bismarck und Gambetta. Was wird aus diesen geheimen Unterredungen hervorgehen? Eine nahe Zukunft wird es uns sagen. Der diplomatische Krieg naht sich seinem Ende, und die tunesische Expedition könnte das Vorbild zu einem Kampfe sein, wo der Degen an die Stelle der Feder tritt.“

Gambetta hat diese abgeschmackte Faselei gewiß nicht nach ihrem Wortlaute veranlaßt, aber viel weniger sicher ist, daß sie nicht gewisse Gedanken andeutete, die ihn damals erfüllten, und jedenfalls drückte sie sein Bedürfnis aus, sein Thun in Cahors als hochbedeutend betrachtet zu sehen. Als nun Nachricht eintraf, daß der officielle Empfang, den ihm die Minister des Kriegs, des Innern und der Justiz in Cahors bereitet, in Paris starken Anstoß erregt und die Abneigung des Senats gegen die Listenabstimmung verstärkt habe, folgte der Heizung die Abkühlung, und als das nicht verfiel, die Bedrohung. Aber der Senat ließ sich nicht einschüchtern, er zeigte Gambetta, daß er noch nicht allmächtig war. Er schwieg den Bardouischen Gesekentwurf todt und verhandelte im Plenum gar nicht darüber.

Der Pariser Senat führt eine Art Pflanzenleben, er vegetirt mehr als er lebt. Indes ist er doch keineswegs so ohnmächtig und bedeutungslos, wie Manche glauben. Von Zeit zu Zeit empfindet er das Bedürfnis, wissen zu lassen, daß er auch noch da ist und gehört werden muß, wenn Politik gemacht werden soll, und dazu war ihm bisher ein abwehrendes Verhalten das geeignetste Mittel. Diesmal traf es sich, daß die Landesinteressen mit denen der Körperschaft im wesentlichen zusammenfielen, und daß der Präsident der Republik derselben Meinung wie der Senat war. Der letztere fürchtete den Conflict mit der Mehrheit des andern Hauses nicht. Ihm war es darum zu thun, Gambettas Macht und Ansehen nicht über ein bestimmtes Maß hinauswachsen zu lassen, ihm zu beweisen, daß er vorläufig noch Schranken vor sich habe, und darum bereitete er ihm eine Niederlage. Grévy aber dachte zwar auch an das bisherige bedenkliche Anwachsen der Gewalt Gambettas, fürchtete aber zugleich auch noch ein andres, als er die unsichtbare Leitung der Bewegung im Senat übernahm: er

besorgte Störung der Ruhe des Landes, wenn die Wahlen sich nach dem Bardouischen Gesetze vollzögen. Bei Einführung des Listenscrutiniums hätte Gambetta nur einen Hauptgegner vor sich gehabt, den Prinzen Napoleon, wie denn überhaupt neben den Gambettisten nur die Bonapartisten von jenem Wahlmodus Nutzen gezogen haben würden. Der Prinz Napoleon will ebenfalls in allen Wahlkreisen, wo die Bonapartisten die Oberhand haben, seine Candidatur durchsetzen, und es würden somit aus den neuen Wahlen nicht nur so und so viele Bonapartisten neben so und so viel opportunistischen Republikanern hervorgehen, sondern auch neben einem so und so oft gewählten Gambetta ein so und so oft gewählter Plon-Plon aus den Wahlurnen springen. Das hieße, auf Grund des Listenscrutiniums würden plötzlich für eine künftige Erledigung des Präsidentenstuhls statt eines Candidaten zwei vorhanden sein, deren Aussichten aus den Ergebnissen der nächsten Wahlen zu ersehen wären. Zu wessen Gunsten die Differenz ausfallen würde, ist nicht schwer zu sagen, aber der Prinz Napoleon wäre mit einem Male wieder eine Macht geworden, mit der man rechnen müßte.

Die Ablehnung des Listenscrutiniums durch den Senat rief unter den Gambettisten einen Sturm der Entrüstung hervor. Im „Voltaire“ veröffentlichte Ranc, Gambettas rechte Hand, einen rücksichtslosen Artikel gegen Grévy, von dem geklagt wurde, er habe die Verwerfung des Gesetzeswurfes endgiltig entschieden. Er habe sich gegen Proust, einen andern Vertrauten Gambettas, direct gegen denselben ausgesprochen und die Entscheidung des Senats beeinflusst. Seine Freunde hätten alles gethan, um der Frage ihren persönlichen Charakter zu verleihen. Officiell sei er freilich neutral geblieben. Aber desto mehr habe er im geheimen Partei genommen. Zu dem Deputirten Herrisson habe er gesagt, der größte Dienst, den die Republikaner der Republik leisten könnten, sei, sechs Jahre ruhig zu bleiben, zu Proust, das Listenscrutinium werde eine Kammer der Union Républicaine zum Ergebnis haben. „Grévy,“ so fuhr der Artikel Rancs fort, „war der hartnäckigste Gegner der Amnestie, er opferte bei verschiedenen Anlässen seine Minister; man warf Gambetta vor, er bilde ein geheime Regierung, eigentlich übte aber Grévy eine geheime Gewalt aus. Er hat Gambetta keine Ministerportefeuille angeboten, und dieser würde unter den jetzigen Verhältnissen auch keins angenommen haben. Anders wäre es aber gekommen, wenn die Listenvahl durchgegangen wäre. Deshalb war der Präsident gegen dieselbe: sie hätte eine reformatorische Kammer ergeben und ihm einen unbequemen Ministerpräsidenten aufgenöthigt. Aber er irrt sich in seiner Berechnung, die neue Kammer wird Reformen verlangen, sei es mit Gambetta oder mit einer andern von der Majorität bezeichneten Persönlichkeit!“

Welche Reformen die Gambettisten im Auge haben, sagte die „République Française“ in einem Artikel, der das Wahlprogramm der Partei entwickelte. Obenan steht darin die Reform des Senats. Das Organ Gambettas empfahl

zwar die Beibehaltung dieser Körperschaft, verlangte aber Einschränkung der Dauer des Mandats der jetzt lebenslänglichen, sowie der gewählten Senatoren auf sechs Jahre. Die Wahl derjenigen, welche die bisher auf Lebenszeit ernannten Senatoren zu ersetzen bestimmt sind, soll durch beide Kammern vereint, nicht bloß durch den Senat vorgenommen werden. Endlich soll die Grundlage der Senatorenwahl in den größern Gemeinden durch Vermehrung der Zahl der Wahlmänner in angemessnem Verhältnisse ausgedehnt werden.

Der Wunsch Gambettas ging nur auf baldige Auflösung der jetzigen Kammer vor Berathung des Budgets. Derselbe erfüllte sich indeß ebensowenig wie vorher der von Spuller, dem Vertrauten des Kammerpräsidenten, unterstützte Versuch, die Abgeordneten zu bewegen, schon jetzt eine Revision der Verfassung vorzunehmen. Die „République Française“ hofft, daß die Deputirten ihren Beschluß, noch das Budget zu berathen, nicht zu bereuen haben; „denn sie sollen wissen, daß von jetzt an die Wahlcomités sich zu bilden beginnen, und daß ihre Nebenbuhler ins Feld rücken und ihre Bewerbung an die als einflußreich geltenden Wähler richten, während sie stoisch auf ihrem Posten bleiben und ihre Pflicht thun, ohne sich um den Lärm der Außenwelt zu kümmern; das ist keine correcte Haltung.“ Nachdem also der Versuch, die Kammer sich selbst das Lebenslicht ausblasen zu lassen, mißlungen ist, wird ihr gesagt, sie habe keine Zukunft. Die Wahlen werden in der ersten Woche des September stattfinden. Die Wahlagenten Gambettas haben Zeit genug zum Wühlen. Auch den Ministern Constans und Cazot, guten Freunden des Meisters, wird sehr auf die Finger gesehen werden müssen. Wenigstens hat es Grévy und Ferry, den Wählern und jetzigen Abgeordneten nicht an Warnungen gefehlt. Die letztern wissen, daß ihrer ein Kampf auf Leben und Tod harret. Wie die „République Française“ ankündigt, wird zunächst darauf hingearbeitet, daß keine Monarchisten, dann darauf, daß nur solche Candidaten gewählt werden, welche für die „Reform“ des Senats nach Gambettas Pläne einzutreten gewillt sind.

Gambetta hat, wie wir sahen, in der letzten Zeit Unglück gehabt. Die Reise nach Cahors war ein politischer Mißgriff, die Entlarvung durch Waddington konnte ihre Wirkung auf einen Theil der französischen Republikaner kaum verfehlen. Ebenso gewiß aber ist dieser Schlag noch kein entscheidender. Gambetta ist ein geistreicher Mann, beredt, energisch, rührig, ein Meister auf dem Gebiete der Reclame und des Effects, in der Kunst des Opportunismus wohl bewandert. Seine Verdienste um die Republik sind nicht klein, aber nicht groß genug, um so viel Aufhebens werth zu sein, als von ihnen gemacht wird. Ein kostspieliger, aber nicht bloß vergeblicher, sondern auch verderblicher Widerstand gegen die deutschen Heere, eine Anzahl brillanter Kammerreden, Erfolge gegen eine vielgespaltne Menge wenig befähigter Gegner, die Versicherung, zuversichtlich an die Republik zu glauben — das ungefähr ist es, was ihm die Volksgunst verschafft hat. Man sieht, es ist nicht besonders viel, aber einerlei, die Volksgunst

befißt er, auch jetzt, nach seiner Niederlage noch, und er wird sie sich, wenn nicht alles täuscht, mit dem Apparat, den er sich geschaffen, bei seinen Landsleuten, die nun einmal in ihrer Mehrzahl auf Schein, Phrase und Pose viel geben, zu bewahren wissen. Er wird auch ohne das Listenscrutinium seinen bisherigen Weg fortsetzen können; denn Frankreich neigt nun einmal der Dictatur zu, es muß einen Herrn haben, und das, was man öffentliche Meinung nennt, hat sich Gambetta dazu erlesen, natürlich nicht mit dem Bewußtsein, daß es sich in ihm einen Gebieter zu geben im Begriffe steht, darum aber nicht weniger entschieden. Die gegenwärtigen Vorgänge in Frankreich sind darum so lehrreich, weil sie erkennen lassen, daß die Alleinherrschaft sich auch mit der republikanischen Staatsform verträgt. Selbst in England war dies unter Cromwell der Fall, wie viel mehr ist es in Frankreich möglich! Man darf annehmen, daß Gambetta es ganz ernsthaft meinte, als er die Zöglinge des Lyceums in Cahors pathetisch zum Schwur auf die Republik aufforderte. Er will sie gewiß nicht stürzen. Wie sollte er auch? Er dankt ihr ja, daß er aus einem kleinen Advocaten und Kammeroppositionsmanne ein Großer in Israel geworden ist, ein Mann, auf den aller Augen blicken, der eine noch glänzendere Zukunft vor sich offen sieht. Er wird die Republik nicht umstoßen, wohl aber wird er sie sich handlicher machen, sie sich mit Hilfe seiner Freunde mehr auf den Leib zuschneiden, die Wahlen, den Senat und andere nicht Bequeme umgestalten, was die jetzige Verfassung enthält, und er wird das auf ganz gesetzmäßigem Wege fertig bringen und dann vermuthlich die Periode hindurch, welche in Frankreich eine neue Staatsform zu dauern pflegt, d. h. achtzehn bis neunzehn Jahre, ziemlich unangefochten als Präsident herrschen. Wir werden ihm und den Franzosen gönnen. Nur muß er dabei mit uns und den uns befreundeten Nachbarn Frieden halten, und wir glauben, er wird auch das können. Denn auch darin zeigt er seine Gewalt über die Gemüther, daß er sie nach Belieben aufregen und beschwichtigen kann, daß er mit gleicher Virtuosität die Kriegsposaune und die Friedensschalmei zu blasen versteht. Die Friedensrede in Cahors ist zweifelsohne mit derselben Begeisterung aufgenommen worden wie vor einigen Jahren die Phrasen von den nationalen Hoffnungen und von der Gerechtigkeit der Geschichte.

Uebrigens glauben wir, daß jene Rede ungefähr ebenso ernstgemeint war wie sein republikanisches Credo. Man schreibt ihm die Absicht zu, den Franzosen die ersehnte Rache an Deutschland zu verschaffen, und wir nehmen das selbst an, aber gewiß denkt er nicht daran, jetzt schon mit dem Kriegsfeuer zu spielen; denn er ist zu praktisch, um nicht zu wissen, daß er sich dabei dreifach die Finger verbrennen würde. Dreifach; denn die ungeheure Mehrzahl der Franzosen will Frieden, wenn ferner Frankreich das Wort Krieg nur flüsterte, wäre es in Europa augenblicklich gänzlich isolirt, drittens endlich hat man sich neuerdings in Italien einen erbitterten Gegner geschaffen, der gewiß nicht verfehlen würde, bei solcher Gelegenheit Revanche für Tunis zu nehmen.